

Über den 'Versuch' einer 'Selbstbefreiung': Erfahrungen beim Verfassen einer psychologischen Diplomarbeit

Handerer, Josua

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Handerer, J. (2012). Über den 'Versuch' einer 'Selbstbefreiung': Erfahrungen beim Verfassen einer psychologischen Diplomarbeit. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 36(2/3), 123-149. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56559-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Josua Handerer

Über den ›Versuch‹ einer ›Selbstbefreiung‹ Erfahrungen beim Verfassen einer psychologischen Diplomarbeit

Peter Brückner steht für eine dezidiert kritische Sozialpsychologie. Unabhängig davon, ob er über den Kapitalismus, die Wissenschaften oder den Zusammenhang von Sozialisation und Identität schreibt, immer kreisen seine Gedanken dabei um ein Thema: Die individuelle und kollektive »Selbstbefreiung« des Einzelnen und der Gesellschaft. 30 Jahre nach seinem Tod drohen Brückners Überlegungen allerdings in Vergessenheit zu geraten. Sie sind aufs engste mit der sog. ›68er-Bewegung‹ verknüpft und zehren damit von einem Lebensgefühl, das uns fremd geworden ist. Im Folgenden soll daher von eigenen Erfahrungen berichtet und meine psychologische Diplomarbeit als der ›Versuch‹ einer ›Selbstbefreiung‹ beschrieben werden. Das Anliegen des Aufsatzes ist dabei ein zweifaches: Indem ich meine Erfahrungen zu Brückners Überlegungen in Bezug setze, soll sowohl dessen Aufruf zur Selbstbefreiung aktualisiert, als auch mein eigener Versuch, mich zu befreien, in ein allgemeineres, da theoretisch gebrochenes Licht gerückt werden.

Schlüsselwörter: Peter Brückner, Provokation, Selbstbefreiung, Psychologiestudium, Universitätskritik

Wenn es auch kein richtiges Leben im falschen geben kann, so doch ein *richtigeres*. Aus dieser minimalen Differenz ließe sich ein neuer *Kosmos* entfalten.

Peter Brückner

Einleitung:

Es ist ein offenes, wenn auch kaum diskutiertes Geheimnis, dass viele PsychologiestudentInnen sich etwas anderes unter ›Psychologie‹ vorstellen, als ihnen an der Universität geboten wird (vgl. Bischof, 2009, S. 19ff.). Sie beginnen ihr Studium in der Hoffnung, dadurch einen tieferen Einblick in die menschliche ›Seele‹ zu gewinnen, werden aber schon in



den ersten Semestern darüber belehrt, dass diese Hoffnung auf einem Irrtum basiert. Gemäß ihrem Selbstverständnis geht es der akademischen Psychologie nämlich nicht um ›Seelenkunde‹, sondern um ›harte Fakten‹ (UniSPIEGEL 6/2002). Anstatt menschliche Wirklichkeit in ihrer Komplexität erfahrbar zu machen, versucht sie daher, Komplexität auf messbare Variablen zu reduzieren. Ansätze, die sich diesem Anspruch nicht fügen, sich also »nicht von dem angesammelten Bestand empirischer Einzeldaten zu Boden drücken [lassen]«, werden dabei – i.d.R. ohne sich vorher näher mit ihnen auseinandergesetzt zu haben – als »spekulativ denunziert« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 78). Zumindest an deutschsprachigen Universitäten hat sich damit eine Psychologie etabliert, die der ursprünglichen Vielfalt des Fachs das Programm einer naturwissenschaftlich orientierten ›Einheitswissenschaft‹ entgegensetzt (vgl. Keupp, 1992). Studierende, die sich und ›ihre‹ Psychologie in diesem Programm nicht wiederfinden, ›ihr‹ Studium aber nicht aufgeben wollen, sind damit vor eine Frage gestellt, die sich in Anlehnung an Adorno und Brückner (1983a, S. 60) wie folgt formulieren lässt: Gibt es so etwas wie ein ›richtiges‹ Studium ›im falschen‹ und wenn ja, wie ist ein solches zu bewerkstelligen?

Besonders virulent wird diese Frage gegen Ende des Studiums, also dann, wenn jede Hoffnung auf Besserung versiegt ist, und es mit der Abschlussarbeit zum ersten Mal gilt, die Forschung, die man für ›falsch‹ befunden hat, nicht mehr nur zu rezipieren, sondern zu (re-)produzieren. Für kritische Studierende, die das Pech haben, an einer Fakultät ohne ›Nischen‹ zu studieren, gibt es in dieser Situation nur zwei Möglichkeiten: Entweder sie bringen diese Arbeit möglichst schnell hinter sich – in der Hoffnung, im Beruf zu finden, was sie im Studium vergeblich gesucht haben – oder sie versuchen ein letztes Mal, das Vorgegebene mit dem Eigenen zu verbinden – in der Hoffnung, auf diese Weise einen gangbaren Kompromiss zwischen ›Falschem‹ und ›Richtigem‹ zu finden.

Ich selbst habe mich in meiner Diplomarbeit für die zuletzt genannte Variante entschieden und darum ein Thema gewählt, das mir ›richtig‹ erschien: Ausgehend von meiner eigenen Unzufriedenheit und in der Hoffnung, etwas bewirken zu können, habe ich 2000 Psychologiestudierende

zu ihrem Fachverständnis und ihrer Studienzufriedenheit befragt (vgl. Handerer, 2011). Um nicht Opfer des Systems zu werden, »dessen Eigentum als Gehilfe man nicht sein will« (Brückner, 1980, S. 110), folgte der von mir konstruierte Fragebogen dabei den Richtlinien quantitativer Forschung. Zumindest teilweise fügte sich meine Arbeit damit den Anforderungen, gegen die sie sich inhaltlich richtet – und stürzte mich, ihren Verfasser, damit in ein Dilemma, das von Brückner luzide beschrieben wurde: Da das Individuum erst dann frei wird, wenn sich die Verhältnisse ändern, und sich die Verhältnisse erst dann ändern, wenn sich das Individuum von ihnen befreit hat, sind Anpassung und Autonomie dialektisch aufeinander bezogen. Genauer: »Anpassung geht der Autonomie zwangsläufig voraus« (Brückner, 1983b, S. 28). Solange die Verhältnisse sind, wie sie (geworden) sind, »*kann* die Differenz« zwischen denen, die sich von ihnen zu emanzipieren versuchen, und denen, die sich an sie anpassen, daher nur »minimal« sein (Brückner, 1983a, S. 60).

Meine Diplomarbeit stellt daher nicht zuletzt den Versuch dar, die in einem ›falschen‹ System notwendige »Balance« zwischen Affirmation und Auflehnung« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 17) zu finden. Wie prekär diese Balance ist, war mir dabei zu Beginn meiner Arbeit kaum bewusst, zeigte sich aber umso deutlicher kurz vor Abgabe derselben. Anders als erwartet, fiel es mir nämlich alles andere als leicht, die Ergebnisse meiner Befragung in Worte zu fassen. Die Form der Arbeit vertrug sich schlicht und ergreifend nicht mit deren Inhalt, geschweige denn mit meinem Anliegen, die Verhältnisse nicht nur zu beschreiben, sondern zu ändern. Kurz: Der Dogmatismus einer empiristisch verkürzten Psychologie, dessen Auswirkungen auf die Studierenden meine Arbeit quantitativ untersucht, wurde für mich und meine Arbeit schon bald zu einem *qualitativen* Problem. Mein Anliegen, auf die äußeren Missstände des Psychologiestudiums hinzuweisen, mündete dadurch zwangsläufig in den Versuch, mich selbst von diesen Missständen zu befreien. Die Erfahrungen, die ich im Zuge dieses ›Versuches‹ gemacht habe, sollen im Folgenden dargestellt und anhand der theoretischen Überlegungen Brückners erläutert werden.

Methodik

› Subjektivierung ‹

Wenn man als PsychologiestudentIn etwas lernt, dann, dass Wissenschaft ›objektiv‹ zu sein hat. Dass ›Objektivität‹, zumindest wenn man darunter die Unabhängigkeit der Beschreibung eines Sachverhaltes vom Beobachter versteht, weder möglich, noch wünschenswert ist, bleibt dabei in aller Regel unreflektiert (vgl. Jüttemann, 1992). Die Konsequenzen, die sich daraus für die Wissenschaft und deren Akteure ergeben, hat Brückner treffend beschrieben: Die »Entsubjektivierung wissenschaftlicher Arbeit« führt nicht nur zur »herrschaftlich sanktionierten Amputation emanzipatorischer Intentionen« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 78f.), sondern reproduziert, indem sie die auf diese Weise Amputierten an ihre »Austauschbarkeit« gewöhnt, die Entfremdung kapitalistischer Gesellschaften (ebd., S. 50). Die Bedürfnisse und Affekte der Forschenden, die als solche nicht artikuliert werden (dürfen), entfalten sich dabei »unterhalb der Sphäre partikular-rationaler Denkprozesse zur von den Individuen selbst nicht kontrollierten irrationalen Gewalt« (ebd., S. 50f.). Als »Angst vorm eigenen Einfall« setzt sich die Entsubjektivierung darüber hinaus in allgemeine »Produktionsängste« um und verhindert dadurch Spontaneität und wissenschaftliche Phantasie (Brückner & Leithäuser, 1983, S. 127). Die Selbstreflexion und das »Recht auf Subjektivität« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 55) in den wissenschaftlichen Diskurs zurückzuholen, ist daher für Brückner eine ›conditio sine qua non‹: sie ist aus seiner Sicht nicht nur notwendig, um die »emanzipative Kraft« dieses Diskurses wieder aufs Neue zu artikulieren (Brückner & Leithäuser, 1983, S. 128), sondern auch und gerade eine Voraussetzung dafür, die WissenschaftlerInnen selbst zu »Produktivität und Lust« zu befreien (Brückner & Krovoza, 1972, S. 55).

Wie bereits angekungen, habe auch ich in meiner Arbeit lange unter dem von Brückner beklagten ›Zwang zur Objektivität‹ gelitten. Gerade weil ich als persönlich Betroffener von meinem Thema durchdrungen war, war es mir schlicht unmöglich, mich in der geforderten Weise dazu zu äußern. Obwohl die quantitativen Befunde meine Hypothesen bestä-

tigten, fehlte ihnen, um mit Brückner zu sprechen, der »besondere Saft, die (Subjekt-)Farbe« (Brückner, 1983c, S. 187) und mir selbst die Freiheit, das von mir gewählte Thema auch ›in meinem Sinn‹ und ›auf meine Weise‹ zu entfalten (vgl. Brückner & Leithäuser, 1983). Ich saß daher mehrere Wochen vor meinem Computer, ohne einen einzigen Satz zu schreiben. Als der entscheidende ›Befreiungsschlag‹ erwies sich dabei ein triviales, aber folgenschweres ›Geständnis‹: »Der Verfasser der vorliegenden Arbeit... bin *ich*« (Handerer, 2011, S. 45). Wie die Ergebnisse meines ›Versuchs‹ zeigen werden, hat dieses Geständnis nicht nur dafür gesorgt, dass meine Arbeit so etwas wie eine ›emanzipative Kraft‹ entwickeln konnte, sondern mich selbst – nach qualvollen Wochen der Sprachlosigkeit – zu ›Produktivität und Lust‹ befreit. Ohne das zitierte Geständnis und die damit vollzogene ›Subjektivierung‹ wäre mein ›Selbstversuch‹ somit nie in Gang gekommen.

›Provokation‹

Da wir ein Produkt der Verhältnisse sind, die uns umgeben, entsprechen den äußeren Zwängen, von denen wir uns befreien wollen, laut Brückner immer innere Zwänge, die uns an der Befreiung hindern. »Selbstbefreiung« ist für ihn daher nur als dialektischer Prozess denkbar: Sie geschieht »im doppelten Interesse des von äußeren *und* inneren Dressaten abhängigen Individuums« (Brückner, 1983a, S. 26) und zielt damit nicht nur auf eine »Veränderung der Umstände«, sondern immer auch auf »Selbstveränderung« ab (ebd., S. 64). »Die Methode des Angriffs wie die der Selbstveränderung« ist dabei laut Brückner die »Provokation« (ebd., S. 32): Sie soll sowohl »den Kokon aufsprengen«, in dem wir als sozialisierte Wesen zwangsläufig befangen sind, als auch »die soziale Instanz: Autorität, erschüttern« (ebd., S. 23).

Eine befreite und befreiende Wissenschaft kann und darf vor diesem Hintergrund nicht bei der ›Subjektivierung‹ ihres Inhalts stehen bleiben, sondern erfordert darüber hinaus neue »Kommunikationsstrategien« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 32ff.): Anstatt nur nüchtern zu beschreiben, was ist, muss sie, »wenn sie aufklären will, Widerstände *aufzusprengen*

suchen« (ebd., S. 34), Bewusstsein »*umwerfen*« (Brückner, 1983a, S. 63) und zur Auseinandersetzung *herausfordern* (ebd., S. 15). »Sprachdisziplin«, eine »stringente Argumentation« und sogar eine korrekte Orthographie dürfen bzw. müssen dabei als »Fesseln der Erfahrungsbildung und Diskussion« abgestreift werden (Brückner, 1977, S. 37). Denn, so Brückner: »der Ungehorsam der Provokation: als Unbotmäßigkeit die adäquate Antwort auf die ›Herrschaft der Verhältnisse‹, zerstört zugleich Disziplin« (Brückner, 1983a, S. 65f.). Anders als herkömmliche Methoden folgt Provokation dabei nur bedingt methodischem ›Kalkül‹. Vielmehr befreit sie den Einzelnen gerade dadurch, dass sie sich dessen bewusster Kontrolle zumindest teilweise entzieht: »Denn in der Erfahrung der Provokation vergrößert sich zwangsläufig die immer schon erfahrene Divergenz zwischen ›einzelnem Bewusstsein‹ und ›gesellschaftlicher Realität‹ – gerade in der handelnden Verstrickung des einen mit der anderen spitzt sich die Divergenz beider [...] dramatisch zu« (Brückner, 1983a, S. 65). Wer provoziert, hat daher nicht nur die »Chance«, sich zu befreien, sondern ist, wie Brückner sagt, »zur Selbstbefreiung *gezwungen*« (ebd., S. 20).

Tatsächlich verlief auch meine Arbeit, kaum dass ich mich mit meinem ›Geständnis‹ zu ›Produktivität und Lust‹ befreit hatte, nahezu automatisch in den von Brückner beschriebenen »Jargon der Provokation« (Brückner, 1977, S. 37). Mein Protest entwickelte dabei eine Eigendynamik, die mich selbst überrascht hat: Zur nüchternen Stimme des Autors gesellte sich unverhofft die einer aufgebrachtten ›Versuchsperson‹ – und was ein seriöser wissenschaftlicher Text werden sollte, wurde vor meinen Augen von zunehmend provokanten, weil subversiven Fußnoten ›unterwandert‹. Ich selbst hatte dabei nur bedingt das Gefühl, ›meinen‹ (?) Ausbruch unter Kontrolle zu haben, sondern wurde, genau wie Brückner es beschreibt, *von* ihm mitgerissen.

Ergebnisse

»Provokation fordert heraus, sie reizt, sie reizt *auf*«, heißt es bei Peter Brückner (1983a, S. 15). Sie lässt sich daher weder nacherzählen, noch in indirekte Rede überführen, sondern lebt (wie jeder ›Reiz‹) von der unmittel-

telbaren Konfrontation. Die ›Ergebnisse‹ meines ›Selbstversuches‹ können und sollen vor diesem Hintergrund nicht zusammengefasst, sondern anhand konkreter Textbeispiele veranschaulicht werden.¹

»Ein Geständnis« (Handerer, 2011, S. 54f.)

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit... bin *ich*. Erwähnenswert ist dieser Umstand deshalb, weil ich nach elf Semestern Psychologiestudium meinem Forschungsgegenstand, dem Psychologiestudium, naturgemäß alles andere als neutral gegenüberstehe. Sofern in der vorliegenden Untersuchung Psychologiestudierende befragt wurden und ich selbst zum Zeitpunkt der Erhebung noch Student war, ist die Sache sogar noch komplexer: Ich bin gewissermaßen meine eigene ›Versuchsperson‹! Befrage ich mich daraufhin zum Studium, bekomme ich zu allem Überfluss auch noch zur Antwort, dass ich diesem äußerst kritisch gegenüberstehe. Ich bin also offenbar nicht nur betroffen *von* meinem Forschungsgegenstand, sondern auch noch betroffen *über* diesen! Kurz: Glaube ich dem, was ich in den letzten sechs Jahren an der Universität Würzburg vorderhandlich ›gelernt‹ habe, ist dieses Forschungsprojekt zum Scheitern verurteilt. Der Urteilsspruch lautet: Die vorliegende Arbeit wird dem Gütekriterium der ›Objektivität‹, definiert als die Unabhängigkeit der Beschreibung eines Sachverhaltes vom Beobachter, nicht gerecht. Hinter ihr steht kein neutraler Forscher, sondern ein im doppelten Wortsinn ›Betroffener‹.

Soviel zu mir und meiner Arbeit – aus Sicht der Psychologie, die mir in den letzten sechs Jahren vergeblich versucht wurde beizubringen. Die Psychologie, die mir und meiner Arbeit eher entspricht und die auch ich bevorzuge, ist eine andere. Sie gehört, womit wir schon wieder mitten in meinem ›Forschungsgegenstand‹ wären, von dem ich mich eigentlich dis-

¹ Die im Folgenden wiedergegebenen Textauszüge sind zum größten Teil in der letzten Woche vor Abgabe meiner Diplomarbeit entstanden. Da sie nicht mehr redigiert werden konnten, enthielten und enthalten sie einige Rechtschreibfehler, die von mir zwar nicht als solche geplant waren, die als formale ›Provokationen‹ aber ein konstitutiver Bestandteil meines ›Versuches‹ sind. Im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes wurde daher bewusst darauf verzichtet, die betreffenden Fehler zu korrigieren.

tanzieren sollte, eher zur ›geisteswissenschaftlichen‹ Tradition – und betrachtet [...] persönliche Betroffenheit nicht als ›Artefakt‹, sondern als Chance. [...] Aus ihrer Sicht ist mein Projekt [...] daher nicht zum Scheitern verurteilt, sondern birgt die Möglichkeit zu dem, was Koch (1973) »signifikantes« Denken nennt. Dass damit etwas völlig anderes gemeint ist als ›überzufällige Wahrscheinlichkeit‹ soll zur Sicherheit – man spricht unterschiedliche Sprachen – anhand der beiden folgenden Zitate noch einmal verdeutlicht werden: »[Asignifikantes Denken] erwartet Wissen als das Ergebnis eines Fabrikationsvorgangs [...]; es nimmt an, dass Wissen der beinahe automatische Erfolg bestimmter Tricks, das Ende eines Fließbands, das Ergebnis einer Methodologie sein muss« (Koch, 1973, S. 202). »Signifikantes Denken« basiert dagegen auf einem Phänomen, das in der vorliegende Studie durch glückliche Fügung erfüllt wird: »Person und Gegenstand, Problem oder Aufgabe fließen zusammen: Man ist innerhalb des Gegenstandes oder Problems; besser man *ist* das Problem« (ebd., S. 204).

Der Leser der vorliegenden Arbeit sollte beim Lesen der folgenden Befunde genau das im Hinterkopf behalten: Ich, ihr Verfasser, bin das Problem, das sie beschreiben.

»Lesehilfe« (Handerer, 2011, S. 135)

Die folgenden beiden Abschnitte enthalten mehrere, zum Teil recht ausführliche und stilistisch wie inhaltlich ›bunte‹ Fußnoten.² Sie sind im Sin-

² Fußnote zur Fußnote: Die (nicht zuletzt durch die Form der Arbeit erwungene) Affinität zur Fußnote bittet der Autor im Namen seiner ›Versuchsperson‹ als Sozialisationseffekt des Psychologiestudiums zu entschuldigen. Um die ›Versuchsperson‹ selbst zu Wort kommen zu lassen, ist es nämlich leider meine Erfahrung, dass das, was mich bewegt und mir wichtig war, im Studium, wenn überhaupt, dann nur im Rahmen einer ›Fußnote‹, also am Rande und nebenbei behandelt oder angebracht werden konnte. Dass sich diese Erfahrung am Ende des hier verhandelten Studiums, in (bzw. unter) dem ›Rahmen‹ dieser Abschlussarbeit noch einmal visuell Ausdruck verschafft, deutet der *Autor* derselben als interessanten ›qualitativen‹ Befund. Gegenüber dem Leser hat er freilich trotzdem zu rechtfertigen, dass viele dieser ›bunten‹ Fußnoten [...] sich bereits in den vorhergehenden Abschnitten finden, was insofern problematisch ist, als

ne ergänzender ›Denkzettel‹ zu verstehen und sollten, um den Faden nicht zu verlieren, beim erstmaligen Lesen nicht berücksichtigt werden. Da zu befürchten steht, dass die im Folgenden genannten Probleme schnell vergessen werden, bietet dieses Verfahren darüber hinaus den Vorteil, den Text zwei Mal lesen zu müssen, was, wie Psychologen herausgefunden haben, die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass zumindest manches davon in Erinnerung bleibt.

»Fach- und hochschulpolitische Implikationen« (Handerer, 2011, S. 35f.)

Die unseres Wissens jüngste Studie zur Studienzufriedenheit von Psychologiestudierenden ist die von Schiefele & Jacob-Ebbinghaus (2006). Wie in Kap. 3.1 erläutert, kommen die Autoren dabei zu dem Ergebnis, dass die inhaltliche Studienzufriedenheit von Psychologiestudierenden neben dem dominierenden Faktor Fachinteresse nur von der wahrgenommenen Relevanz der Lehrinhalte beeinflusst wird. Sie ziehen daraus die Schlussfolgerung, »dass die Hochschule bzw. die Lehrenden die ZSI [Zufriedenheit mit den Studieninhalten] hauptsächlich durch berufspraktische Bezogenheit der Lehrinhalte fördern können« (ebd., S. 210).

Die vorliegende Studie zeigt, dass diese Sichtweise deutlich zu kurz greift. Sie mag zwar für »die Hochschule bzw. die Lehrenden« bequem sein, scheint aber der Wirklichkeit der Studierenden nur sehr bedingt gerecht zu werden.³ Was die Autoren (und zumindest unserer Wahrneh-

dieses Vorgehen nicht durch eine entsprechende ›Lesehilfe‹ eingeleitet worden wäre und vielleicht auch entgegen der von der APA vorgesehenen ›Richtlinien‹ erfolgte. Der Autor bittet diesen Umstand damit zu entschuldigen, dass die beiden vorhergehenden Abschnitte zeitlich gesehen nach dem nun folgenden entstanden sind, also zu einem Zeitpunkt, als es dem Autor bereits unmöglich war, die ›Versuchsperson‹ in sich zum Schweigen zu bringen. Da es aus Sicht seiner ›Versuchsperson‹ in der Psychologie Schule gemacht hat, Wichtiges in Fußnoten auszulagern, bittet er auf deren Drängen den psychologisch geschulten Leser abschließend, die Fußnoten trotzdem nicht als Nebensache zu behandeln.

³ Es wird hier nicht bestritten, dass das Fachinteresse der Studierenden und die (wahrgenommene) Relevanz der Lehrinhalte eine zentrale Rolle für die ZSI spielen. Bestritten wird lediglich, dass es sich bei dem Modell von Schiefele & Jacob-Ebbinghaus (2006, S. 211) um ein »möglichst erklärungs mächtiges« handelt. Zumindest angezwei-

mung nach auch viele ihrer KollegInnen) übersehen, ist ein, wenn nicht *das* zentrale Problem des Psychologiestudiums. Es lässt sich ausgehend von unseren Ergebnissen wie folgt in Worte fassen: Während die Studierenden die Psychologie überwiegend zwischen Natur- und Geisteswissenschaft verorten, ist die universitäre Lehre aus ihrer Sicht nahezu ausschließlich naturwissenschaftlich orientiert. Zwischen dem Fachverständnis der Studierenden und dem der akademischen Psychologie besteht somit eine Diskrepanz, die die Grundlagen der Disziplin betrifft. Dass eine solche Diskrepanz durch rein didaktische Maßnahmen aus der Welt zu schaffen sein wird, ist äußerst fraglich. Stattdessen scheint nach wie vor zu gelten, was Fisch et al. (1970, S. 256) bereits vor über 40 Jahren konstatiert haben, nämlich, »dass hier etwas nicht mehr stimmt und das sich etwas ändern muss«.

»Einleitendes Schlusswort« (Handerer, 2011, S. 143f.)

Es wurde in der Einleitung bereits darauf hingewiesen, dass es sich bei dem von uns untersuchten Problem um ein »öffentliches Geheimnis« handelt (Bischof, 2009, S. 19). Im Grunde genommen bietet die vorliegende Untersuchung also nichts Neues.⁴ Dass sie trotzdem *wichtig* ist,

felt werden kann darüber hinaus, ob es sich bei der (wahrgenommenen) Relevanz tatsächlich um ein fachdidaktisches und nicht vielmehr ein Fach-Problem handelt (Vgl. Holzkamp, 1970). Auf die Probleme des ›Fachinteresses‹ wurde bereits hingewiesen, es sei jedoch ein weiteres ergänzt. Die Autoren definieren Fachinteresse als »Lernermerkmal« (ebd., S. 201). M.a.W.: Sie halten es offenbar für eine feststehende, dem Einfluss der Hochschule entzogene Größe. Zu fragen wäre hier, ob es nicht *auch* Aufgabe der Hochschule ist, Interesse zu wecken und zu fördern. Wie letzteres geschehen könnte, dazu gibt die vorliegende Untersuchung einige Hinweise.

⁴ Zumindest in dieser Hinsicht liegt die vorliegende Arbeit ganz auf der Linie der akademischen Psychologie: Offene Geheimnisse ›aufzudecken‹, ist nach unserer Erfahrung nämlich deren tägliches Geschäft. Dabei wäre es, um das noch zu ergänzen, nicht die Wissenschaft, die hier verhandelt wird, wenn sie nicht auch noch für die Tatsache, dass »öffentliche Geheimnisse« aus Sicht der Menschen »öffentliche Geheimnisse« sind, eine »wissenschaftliche Erklärung« anzubieten hätte. Sie ist in diesem Zusammenhang bekanntlich auf den ›I knew it all along effect‹ gestoßen, der sich grob wie folgt beschreiben lässt: [...]

liegt daran, dass ›selbstreflexion‹ in der akademischen Psychologie im Augenblick klein geschrieben wird.⁵ Das hier angesprochene ›Geheimnis‹ wird daher gegenwärtig entweder ignoriert oder nicht ernst genommen. Ein Beispiel für erstere Strategie liefert die Studie von Schiefele & Jacob-Ebbinghaus (2006); ein Beispiel für letztere ein Professor der Universität Regensburg. Dieser begrüßt die Studienanfänger (laut Erzählungen) Semester für Semester mit dem süffisanten Hinweis, in der Psychologie gäbe es kein Freud, sondern nur Leid. Was der Betreffende damit zum Ausdruck bringen will, ist alles andere als eindeutig:

- Besteht aus seiner Sicht der Unterschied zwischen Psychoanalyse und akademischer Psychologie darin, dass erstere Spaß macht und letztere nicht? Sieht hier jemand das Leid der Studierenden und leidet vielleicht sogar selbst unter seiner Wissenschaft, weil sie ihre ursprüngliche Vielfalt, leugnet und ihre Wurzeln, zu denen bekanntlich auch Freud gehört, verkümmern lässt?
- Oder soll zum Ausdruck gebracht werden, dass es sich bei der akademischen Psychologie, gerade weil sie ›freudlos‹ ist, um eine ›ernsthafte‹ und daher ›echte‹ Wissenschaft handelt, die zwar den Studierenden keinen Spaß macht, dafür (vielleicht sogar gerade deshalb) aber umso ›wissenschaftlicher‹ ist?

[...]

Wer das Fach, um das es hier geht, studiert (hat), braucht den Professor leider nicht zu kennen, um zu wissen, was von beidem er sagen will. Die Person, die hier spricht, oder besser: die Wissenschaft, die durch ihn spricht, ist an ihrem Habitus leicht zu erkennen.⁶ Es handelt sich dabei

⁵ Schon das Wort ›Selbstreflexion‹ klingt verdächtig nach Psychoanalyse und wird daher in der akademischen (= wissenschaftlichen?!) Psychologie tunlichst gemieden (ironische Bemerkung der ›Versuchsperson‹).

⁶ Dem typischen Vertreter der akademischen Psychologie sei hier trotzdem angeraten, sich zumindest manchmal in den anderen seiner selbst hineinzusetzen, also den, der *echtes* ›Leid‹ verspürt und sieht. Das erfordert freilich ein hohes Maß an Empathie, eine Kompetenz, die durch hermeneutisch-verstehende Methoden vermutlich mehr ge-

um eine ›Wissenschaft‹, die ihre ›Wissenschaftlichkeit‹ vorwiegend daran festmacht, dass sie einen Denker namens Freud ›überwunden‹ hat und ›ahnungslose‹ Studierende vor den Kopf stößt.⁷ Dass sich die Psychologie

schult wird als durch naturwissenschaftlich-erklärende. Allerdings würde es vielleicht schon reichen, sich gelegentlich der ›naiven Volkspsychologie‹ anzuvertrauen. Deren Annahmen sind zwar empirisch noch immer nicht alle belegt (man arbeitet daran), dafür lässt sie sich aber vergleichsweise schnell aneignen.

⁷ Unserer Wahrnehmung nach ist der ›Habitus‹, der sich in dem Zitat ›kein Freud – nur Leid‹ Ausdruck verschafft, in der akademischen Psychologie zwar äußerst verbreitet, aber nur den wenigsten bewusst. Letzteres mag dabei nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass sich der besagte Habitus am besten mit demjenigen erklären lässt, gegen den er sich (unter anderem) richtet: nämlich Sigmund Freud. Geht man mit dessen Theorien etwas freier um (was im Rahmen einer Fußnote wohl gestattet ist), lässt sich der Habitus bzw. die ›Psychologie‹ der Psychologie wie folgt analysieren: Da fällt zunächst ein großer ›Komplex‹ auf; er rührt daher, dass sich die Psychologie erst verhältnismäßig spät von ihrer ›Mutter‹, der Philosophie, lösen konnte. Hingezogen fühlt sie sich seitdem zur Naturwissenschaft, einem männlichen ›Vater‹, der sie allerdings nur sehr bedingt als seinesgleichen akzeptiert. Die Folgen dieses Dilemmas sind für die Psychologie, sofern sie weder weiblich (weich), noch männlich (hart) ist, äußerst komplex und daher mit Freuds Theorien nur bedingt beschreibbar: Da ist zum einen die Angst davor, von der Philosophie, ihrer ›Mutter‹ (hier weicht die Theorie ab) ›entmannt‹ bzw. ›entwissenschaftlicht‹ zu werden, zum anderen ist ein gewisser ›Penisneid‹ gegenüber dem ›Vater‹, den Naturwissenschaften, zu konstatieren. Was aus dieser komplexen Dynamik resultiert, ist die alles bestimmende Angst, im letzten trotz aller Bemühungen dem ›Vater‹ nicht zu genügen, sprich: trotz aller Statistik und Testtheorie im Letzten keine wirkliche ›Wissenschaft‹ zu sein. Da diese Angst dabei, wie erläutert, mit den *Geburtsvorgängen* der Psychologie, genauer: mit der dabei vollzogenen Trennung von der ›Mutter‹ zusammenhängt, kann sie mit Freud als eine ›Ur-angst‹ identifiziert werden. Umgegangen werden kann mit solchen Ängsten auf sehr unterschiedliche Arten; die verschiedenen Abwehrmechanismen im Einzelnen zu erläutern, würde dabei den Rahmen dieser Fußnote sprengen. In der Hoffnung, mit unserer ›Analyse‹ einen therapeutischen Effekt zu erzielen, sei aber zumindest auf zwei für unseren ›Patienten‹ relevante Abwehrmechanismen kurz hingewiesen: Da ist zum einen die Möglichkeit, die eigene Urangst zu ›verdrängen‹, ein Abwehrmechanismus, der in der Regel damit einhergeht, die eigene Geschichte zu vergessen, was im schlimmsten Fall zu einem Identitätsverlust führen kann. Eine andere Möglichkeit stellt der Abwehrmechanismus der ›Verschiebung‹ dar. Hierbei werden Phantasien und Impulse auf mehr oder minder willkürlich gewählte Objekte (oftmals Tiere) übertragen. In diesem Sinne ist aus unserer Sicht die anhaltende, theoretisch meist in doppeltem Wortsinn unbegründete ›Phobie‹ gegenüber der Psychoanalyse zu deuten. Ob diese hier nur angerissene ›Analyse‹ im Fall unseres ›Patienten‹ ausreichend ist, um eine Genesung herbeizuführen, ist au-

mit diesem Habitus weder als Wissenschaft, noch als Studienfach gerecht wird, ist die feste Überzeugung des Autors und wird zumindest im Hinblick auf ihre Identität als Studienfach durch die vorliegende Arbeit dringend nahegelegt.

Hinweise zur »qualitativen« Auswertung der Arbeit (Handerer, 2011, S.147ff.)

Ab Seite 124 wechselt die vorliegende Arbeit (zumindest in den Fußnoten, die dann beginnen) plötzlich ihren Ton. Der Grund dafür ist das in Kap. 4.1. beschriebene ›Gedankenexperiment‹, in dem sich der Autor als seine eigene ›Versuchsperson‹ beschreibt und diese Form des Denkens, nämlich wenn Problem und Person in eins fallen, mit Koch (1973) als »signifikant« bezeichnet. Dieses ›Gedankenexperiment‹, vom Autor ursprünglich lediglich zur Veranschaulichung des Subjekt-Objekt-Problems gedacht, ist dem hier Schreibenden etwa ab dem 13. Januar 2011 (also eine Woche vor Abgabe dieser Arbeit) im wahrsten Sinne des Wortes ›über den Kopf gewachsen‹, will heißen: Es wurde real! [...] Unabhängig davon, wie man zu den Gedanken stehen mag, die dabei herausgekommen sind – der Autor selbst hat, weil alles so schnell ging, den Überblick verloren – sind sie aus seiner Sicht in hohem Maße ›signifikant‹. Letzteres schließt er dabei nicht (nur) aus ihrem Inhalt [...], sondern v. a. aus der Art und Weise wie die betreffenden Gedanken entstanden sind, also gedacht und geschrieben wurden:

- Der Autor hat sich (die Versuchsperson) in der letzten Woche als einen Besessenen erlebt. Ein nicht geringer Teil dieser Arbeit ist in dieser ›besessenen‹ Woche entstanden.
- Ich (die Vp) habe in dieser Zeit mehrere Nächte überhaupt nicht und einige nur sehr wenig geschlafen. Ich *konnte* nicht schlafen!

ßerst fraglich. Zum einen sind die Effektstärken psychoanalytischer und tiefenpsychologischer Verfahren bekanntlich eher gering, zum anderen ist sowohl auf Seiten des Therapeuten als auch des ›Klienten‹ mit Reaktanz und Gegenübertragung zu rechnen. Man sollte daher künftig lieber auf verhaltenstherapeutische Verfahren zurückgreifen, wobei hier v. a. ein hohes Maß an ›negativer Verstärkung‹ indiziert scheint.

- Sobald die Versuchsperson den Computer verließ, fing sie an, manisch auf verschiedenstes Material (Zeitungspapier, Bücher etc.) ›Fußnoten‹ zu notieren. Sobald sie eine ›Fußnote‹ notiert hatte, fiel ihr eine neue ein. Manchmal eine ›Fußnote zur Fußnote‹. Längst nicht alle Fußnoten sind in dieser Arbeit enthalten. Neben dem Autor liegt ein Haufen Karten, Zettel und Zeitungen, auf denen weitere Fußnoten notiert wurden.
- Ich, die Versuchsperson, konnte diesen Vorgang willentlich nicht stoppen: ich konnte mich weder dazu zwingen, zu schlafen, noch dazu überreden, ›es gut sein zu lassen‹.

Der Autor schließt aus diesen und anderen Beobachtungen, dass in der letzten Woche in der Tat weder er, noch die Versuchsperson gesprochen und gedacht hat, sondern, ganz im Sinne Kochs: das Problem. Es hat sich Luft gemacht und, so empfindet es zumindest die ›Versuchsperson‹, durch sie gesprochen.

[...]

Nimmt man die Tatsache ernst, dass Teile dieser Arbeit [...] das Ergebnis eines ›Selbstversuchs‹ sind, stellt sich die Frage, was dieser ›Versuch‹ uns sagen will. Wie ist er ›auszuwerten‹? Und was hat er mit dem hier verhandelten Thema, der Psychologie als Wissenschaft und Studienfach zu tun? Der Autor glaubt, dazu abschließend einige Hinweise geben zu können und müssen:

- Befund: Der Autor hat zumindest anfangs versucht, eine ›normale‹ psychologische Diplomarbeit zu schreiben. Das Ergebnis dieses Versuchs war, dass der Autor mehrere Wochen vor seinem Computer saß, ohne einen einzigen Satz zu schreiben. Es fiel ihm einfach nichts Sinnvolles ein. Nachdem Kap. 4.1. geschrieben – und damit die ›Versuchsperson‹ im Autor und das Problem in mir zum Leben erweckt war, gab es dagegen kein Halten mehr.
- Befund: Der Autor war darüber zunächst sehr glücklich, dann aber selber erschrocken von dem, was sich da vor seinen Augen abspielte. Er hat daraufhin mehrfach versucht, die ›Versuchsperson‹ zu zügeln.

Er hat sie schärfstens daraufhin hingewiesen, dass es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine *empirische* Arbeit handle, was die ›Versuchsperson‹ aber nicht davon abhalten konnte, weiterzudenken. Im Gegenteil: Die Theorie (und damit der Gedanke) ist in Form wuchernder Fußnoten regelrecht mit ihr durchgegangen.

- Befund: Der Autor hat die ›Versuchsperson‹ mehrfach darauf hingewiesen, dass es sich bei der vorliegenden Untersuchung um eine ›Large-Scale-Studie‹ handle, in der es nicht um die ›Versuchsperson‹ selber gehe, sondern um die Mehrheit bzw. darum, was die Studierenden ›im Durchschnitt‹ zu sagen hätten. Die ›Versuchsperson‹ ließ es sich nicht nehmen, diese ›Large-Scale Studie‹ in eine ›Einzelfallstudie‹ münden zu lassen und an die Fremd-Befragung eine Selbst-Befragung anzuschließen. Der ›Durchschnitt‹ schien ihr einfach nicht aussagekräftig genug.
- Befund: Der Autor hat versucht, die ›Versuchsperson‹ dazu zu überreden, ›es gut sein zu lassen‹, er hat Minute für Minute darauf hingewiesen, sie solle sich lieber erst um das kümmern, was formal vorgegeben sei (beispielsweise das Literaturverzeichnis oder eine korrekte Orthographie). Fußnoten und sonstigen ›Extras‹ könne sie sich ja danach, falls dann noch Zeit sein sollte, immer noch widmen. Die ›Versuchsperson‹ lies sich davon nicht beirren; sie schien es satt zu haben, das, was ihr wichtig ist, zu vertagen.
- Befund: Der Autor hat versucht, die ›Versuchsperson‹ dazu zu überreden, das, was sie zu sagen habe, für sich zu behalten oder zumindest in anderer Form zu verarbeiten. Die ›Versuchsperson‹ wollte sich trotzdem mitteilen; besser: sie *konnte* nicht anders. Der Autor hat daraufhin versucht, ihr schonend beizubringen, dass manche Formulierung vielleicht zu hart oder anmaßend sei, und überhaupt, dass es so schlimm ja nun auch wieder nicht stehe um die Psychologie. Die ›Versuchsperson‹ hat dem Autor daraufhin den Vogel gezeigt.
- Befund: Die ›Versuchsperson‹ hat auch selbst versucht, sich zu zügeln. Sie hat versucht, sich zum Schlafen zu zwingen und die Dinge erst mal sacken zu lassen. Gelungen ist es ihr nicht. Das Problem, kaum war es da, war einfach zu raumfordernd. Sobald die ›Vp‹ ver-

suchte, sich etwas Anderem zu widmen, stieß sie anhand dieses Anderen auf einen neuen Aspekt des Problems. Letzteres scheint ihr noch immer allgegenwärtig.

- Befund: Gegen Ende des Versuchs, also jetzt, hat der Autor es mit Drohungen versucht. Er hat die ›Versuchsperson‹ gewarnt, dass das alles negative Konsequenzen für sie haben könnte. Man könne schließlich nie wissen, wie das alles aufgefasst werde. Und überhaupt: diese Diplomarbeit sei vielleicht einfach nicht die richtige ›Gelegenheit‹, um das, was sie zu sagen habe, mitzuteilen. Der Versuchsperson waren und sind die Konsequenzen egal.

Die Befunde ließen sich um weitere ergänzen. Um zu verstehen, was sie für das hier verhandelte Thema, die Psychologie als Wissenschaft und Studienfach bedeuten, braucht der Leser lediglich das Wort »Autor« durch »Studium« / »akademische Psychologie« und den Begriff »Versuchsperson« durch »Student« / »Psychologie« zu ersetzen.

Tut er letzteres, bieten die Befunde nicht nur eine ›qualitative‹ Ergänzung zu der hier erörterten Frage, wie es aus Sicht des Autors um die Psychologie als Wissenschaft steht und wie sich den quantitativen Befunden zufolge viele Studierende in ihrem Studium fühlen – die Befunde werfen dann auch ein anderes, vielleicht für mehr Verständnis sorgendes Licht auf die hier ›auszuwertende‹ Arbeit. Es handelt sich dabei sowohl in ›persönlicher‹ als auch ›politischer‹ Hinsicht um den ›Versuch‹ einer Emanzipation. In diesen beiden Bedeutungen ist die vorliegende ›Einzel-fall-‹ und ›Large-Scale-Studie‹:

- Erstens, der anstrengende Versuch eines Studenten, sich in diesem Studium und dieser Wissenschaft, »seinen eigenen Zugang [zu] bahnen« (Bischof, 2009, S. 36).
- Zweitens, der verzweifelte Versuch, am Ende eines – aus Sicht des ›Probanden‹ indiskutablen, weil diskussionslosen – Studiums, die Verantwortlichen doch noch zur Diskussion herauszufordern.

Diskussion und Auswertung

Leider konnten die Gutachter weder zu einer Diskussion noch zu einer qualitativen Auswertung meiner Arbeit bewegt werden. Ihre Auseinandersetzung beschränkte sich im Wesentlichen auf eine Note und erfolgte damit fast ausschließlich ›quantitativ‹. Die Validität meiner Befragungsergebnisse wurde durch diese Reaktion zwar in gewisser Weise bestätigt, der Wert meines ›Selbstversuchs‹ aber nicht nur offen gelassen, sondern massiv in Frage gestellt. Im Folgenden bleibt mir daher nichts anderes übrig als meinen Versuch selbst auszuwerten. Die dazu nötige Theorie findet sich bei Peter Brückner, demzufolge »Provokation« und »Selbstbefreiung« immer auf drei »Sozialstrukturen« verweisen:

(1) auf Macht-Ohnmacht-Verhältnisse zwischen ›erwachsen‹ und ›jung‹ [...]; (2) auf Rivalitäts-, Konkurrenz- und Solidaritätsverhältnisse innerhalb der eigenen Bezugsgruppe, der ›peer group‹; (3) auf innerseelische Konfliktspannungen der einzelnen, die entwicklungsgeschichtlich ohne Sozialisationsprozesse [...] nicht denkbar sind, also gleichfalls auf soziale Strukturen zurückverweisen (Brückner, 1983a, S. 49).

Zu analysieren sind somit erstens die Reaktionen der Provozierten, sprich: der Gutachter, zweitens die Reaktionen der ›peer group‹, also der von mir befragten KommilitonInnen, sowie drittens und letztens meine eigenen Erfahrungen.

Zur Reaktion der Provozierten

Zugegebenermaßen hat es meine Arbeit ihren GutachterInnen nicht ganz einfach gemacht. Sie fügt sich zumindest teilweise den Anforderungen, gegen die sie sich richtet, und wahrt dadurch die aus Brückners Sicht notwendige »Balance« zwischen Affirmation und Auflehnung« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 17). Gleichzeitig entzieht sie sich durch die ›Subjektivierung‹ ihres Themas einer ›objektiven‹ Bewertung und fordert stattdessen – im »Jargon der Provokation« (Brückner, 1977, S. 37) – zu einer persönlichen Stellungnahme heraus. Anders als üblich (und von der ›Prü-

fungsordnung‹ vorgesehen), werden die GutachterInnen dabei nicht als Autorität anerkannt, sondern als ›Autorität‹ in eine Versuchsanordnung integriert, in der ihr Gutachten nicht mehr als legitimierende Macht, sondern als abhängige Variable in Erscheinung tritt. Die GutachterInnen selbst werden dadurch von ProfessorInnen zu Versuchspersonen degradiert, deren Urteilsvermögen nicht vorausgesetzt, sondern auf den Prüfstand gestellt wird. In dieser Situation ein ›richtiges‹ Gutachten zu schreiben, geschweige denn eine ›richtige‹ Note zu geben, ist nahezu unmöglich. Während eine ›eins‹ bedeutet hätte, der Kritik meiner Arbeit theoretisch beizupflichten, hätte eine schlechte Note genau die Intoleranz illustriert, die in meiner Arbeit behauptet wird, und ihre Kritik dadurch empirisch bestätigt. In gewisser Weise dürfte meine Diplomarbeit ihre GutachterInnen damit in ähnliche (wenn auch ganz andere) Dilemmata geworfen haben wie mich selbst. Die Chance, in dieser Situation zumindest ein ›richtigeres‹ Gutachten im falschen zu schreiben wurde dabei leider verpasst. Es wurde weder versucht, meine Kritik zu entkräften, noch wurde meine Arbeit »wie ein Geschenkpaket« betrachtet, das man gemeinsam hätte »aufpacken« können, »um zu sehen, was es enthielte« (Brückner, 1983c, S. 192). Stattdessen haben die GutachterInnen den Weg des geringsten Widerstands gewählt und damit die von Brückner beklagte »Trägheit der Provozierten« eindrücklich unter Beweis gestellt (Brückner, 1983a, S. 67).

Die Note, für die sie sich entschieden haben, eine zwei, ist ›gut‹ – und, da sie sonst nichts ist, so gerechtfertigt wie belanglos. Begründet wird sie in dem Gutachten, das mir auf meine Anfrage hin per Email zugeschickt wurde, wie folgt:

Das letzte Kapitel enthält die Diskussion der vielschichtigen Befunde und ist mit mehr als 40 Seiten in Relation zu den anderen Teilen der Arbeit eindeutig zu lang geraten. Der Autor verliert sich hier teilweise in Auseinandersetzungen mit Kommentaren von einzelnen Befragten, was in endlos langen Fußnoten mündet. [...] Sein frühes Geständnis der Befangenheit und der Vorab-Position zum Gegenstand der Arbeit hat sicherlich dazu geführt, dass die

Darstellung der Literatur nicht in allen Bereichen nach den Regeln des Fachs und damit objektiv geschieht. [...] Trotz dieser konzeptionellen Schwächen handelt es sich bei der vorliegenden Diplomarbeit insgesamt um eine solide Leistung, in die viel Arbeit geflossen ist. (Gutachterliche Stellungnahme zur Diplomarbeit von Josua Handerer, 2011, S. 2)

Wie die zitierten Passagen zeigen, werden die Regelbrüche meiner Arbeit im Gutachten durchaus als solche erkannt und entsprechend ›richtiggestellt‹: Mein »Geständnis der eigenen Befangenheit« wird als ein Verstoß gegen die »Regeln des Fachs« gewürdigt und die »endlos langen Fußnoten« zwar nicht als »ungehörig«, dafür aber als »nicht zur Sache gehörig« aus der Diskussion ausgeklammert (Brückner & Krovoza, 1972, S. 48). Das Feld, auf dem eine Auseinandersetzung hätte stattfinden können, ist damit abgesteckt. Umso irritierender ist es, dass die mit den monierten Regelbrüchen intendierte Provokation nicht nur dezent verschwiegen, sondern regelrecht geleugnet wird. »[I]m Interesse der Stabilisierung« (Brückner, 1983a, S. 73) wird dadurch genau der ›Scheinfrieden‹ wiederhergestellt, den meine Arbeit zu stören versucht hat. Die grundlegenden Differenzen, auf die sie inhaltlich und formal hinweist, werden zu »konzeptionellen Schwächen« degradiert (die als solche nicht diskutiert, sondern lediglich korrigiert werden müssen) und mein Protest auf subtile Weise in sein Gegenteil verkehrt: Was die GutachterInnen darin sehen (wollen), ist keine böse gemeinte Kritik sondern eine »solide«, sprich: »gut gemeinte«, aber nicht ganz überzeugende ›Fleißarbeit‹, deren Wert aus Sicht der GutachterInnen offenbar v. a. darin besteht, dass viel Arbeit in sie geflossen ist. Die Strategie, die sich hinter diesem Vorgehen verbirgt, hat Brückner treffend beschrieben: Anstatt provokative Kritik als das stehen zu lassen, was sie ist und sein will, wird sie ihren »Akteuren schon durch das Vokabular [der] Analyse entfremdet« und dadurch nicht minder zum Schweigen gebracht als durch offene Repression (Brückner, 1983a, S. 35). Zurück bleibt – und zwar sowohl auf Seiten der Provokateure als auch auf Seiten der Provozierten: Sprachlosigkeit.

Zur Reaktion der Peergroup

Provokation wendet sich laut Brückner nicht nur »streitbar« gegen die Repräsentanten autoritärer Systeme, sondern auch gegen diejenigen, die die Maxime solcher Systeme verinnerlicht haben, also »gegen die nicht-mobilisierten, angepassten Mitglieder der eigenen Bezugsgruppe« (Brückner, 1983a, S. 16). Tatsächlich ging es auch in meiner Befragung nicht zuletzt darum, die von mir befragten Studierenden und damit meine eigene Bezugsgruppe zu einer kritischen Stellungnahme ›herauszufordern‹. Anstatt vermeintlich ›neutrale‹ Items zu formulieren, habe ich die Studierenden daher bewusst mit Aussagen konfrontiert, die das Studium kritisch in Frage stellen (vgl. Handerer, 2011, 124ff.). Die enorme Resonanz, auf die meine Befragung gestoßen ist, hat mich dabei selbst überrascht. In den zwei Monaten, in denen der Fragebogen im Internet zugänglich war, wurde er über 3000 Mal aufgerufen und, obwohl die Bearbeitungszeit bei fast 40 Minuten lag, von 2000 Studierenden bis zum Ende ausgefüllt. Im Gegensatz zur Reaktion der GutachterInnen fielen die Reaktionen der Studierenden dabei überraschend emotional aus. Während ein Teil der Studierenden meine Befragung euphorisch begrüßte, äußerten andere harsche Kritik:

Der Fragebogen war echt schlecht! Unglaublich, dass der von einem Psychologiestudenten gemacht wurde. Peinlich! (TeilnehmerIn 1108)

Dies könnte tatsächlich der beste Fragebogen gewesen sein, den ich je bearbeitet habe. Kudos! (TeilnehmerIn 232)

Nach der 4ten Seite mit Fragen voller Items, die es so darstellen, als ob das Studium absoluter Müll wäre und überhaupt alles falsch läuft, war ich schon total genervt. Ich würde es arg bezweifeln, dass du damit valide Ergebnisse bekommst. (TeilnehmerIn 166)

Endlich einmal eine Arbeit die sich mit dem Studienfach an sich beschäftigt! Danke, das war dringend überfällig. Ich hoffe, dass die Ergebnisse entsprechend eindeutig sein werden und dies auch Auswirkungen hat! (TeilnehmerIn 1218)

Sowohl die Emotionalität als auch die Ambivalenz der zitierten Kommentare lassen sich mit Brückner plausibel erklären: »Ein Stück weit ist das, was den einen zur Befreiung helfen soll und auch hilft, für die anderen ein Verstärker der eigenen Gebundenheit« (Brückner, 1983a, S. 22). Provokation muss daher, so Brückner, auch und gerade in der peer group »zur streitbaren Polarisierung« führen (ebd., S. 22).

Zu mir selbst

Diplomarbeiten zielen i.d.R. nicht darauf ab, denjenigen, der sie schreibt, zu befreien. Im Gegenteil: Sie stellen den Schlusspunkt der Hochschulsozialisation dar und dienen als solcher vorwiegend dazu, den »Lerngehorsam« (Brückner, 1983b, S. 24) der Studierenden ein letztes Mal auf die Probe und unter Beweis zu stellen. Üblicherweise steht damit am Ende des Studiums nicht die Freiheit des gebildeten Subjekts, sondern das, was Brückner eine »pädagogische Identität« nennt:

Identität stellt nach diesem Konzept sich her, wenn Individuen in ihren Bildungsprozessen zu einer bewertbaren (meßbaren) Leistung gelangen, die drei Aspekte bürgerlicher Lebenstätigkeit integriert: Die Entwicklung individueller Produktivkräfte (Bedürfnisse, Fähigkeiten, Interessen); die soziale Einbettung in eine Bezugsgruppe, in der Tätigkeiten und ihr Ergebnis gewürdigt werden, in der die Leistung »gut« ist, wenn sie die Einbettung stabilisiert. Die Vollendung der Leistung in einem marktfähigen Produkt (oder seinen Vorstufen) (Brückner, 1978, S. 188f.).

Meine eigene Arbeit stellt den Versuch dar, mich von dieser Identität zu befreien. Abgesehen von dem zuerst genannten Aspekt erfüllt sie daher keine der für eine solche Identität konstitutiven Anforderungen: Sie zielt nicht auf »Einbettung«, sondern auf Ablösung; indem sie zur Auswertung herausfordert, versucht sie sich einer Bewertung zu entziehen – und obwohl sie am Ende trotzdem mit »gut« zensiert wurde, blieb sie sowohl formal als auch inhaltlich bis zuletzt unvollendet und mündete damit zumindest aus meiner Sicht nur bedingt in ein »marktfähiges Produkt«.

Mein ›Versuch‹ einer ›Selbstbefreiung‹ scheint vor diesem Hintergrund geglückt zu sein. Die Erfahrungen, die ich im Zuge dieses Versuches gemacht habe, entsprechen dabei exakt den theoretischen Überlegungen Brückners: Mein ursprüngliches Anliegen, lediglich auf die äußeren Missstände des Psychologiestudiums hinzuweisen und mein ›Inneres‹ außen vor zu lassen, mündete in den Versuch, mich persönlich von diesen Missständen zu befreien. Die von Brückner behauptete Dialektik zwischen politischer und persönlicher Emanzipation hat sich für mich damit auf eindrucksvolle Weise bestätigt.

»Die Nötigung dazu, innere [...] Dressate [und] Hemmungen abzubauen, *kann*« laut Brückner »kaum anders [...] als [...] in provozierende Aktion gewendet werden« (Brückner, 1983a, S. 21).

Tatsächlich verlief auch meine Arbeit, obwohl ich mich als Autor redlich darum bemüht habe, die äußere Form zu wahren, nahezu automatisch in den »Jargon der Provokation« (Brückner, 1977, S. 37).

Obwohl Provokation laut Brückner die ›Methode‹ der Emanzipation ist, folgt sie nur bedingt methodischem ›Kalkül‹, sondern wirkt gerade dadurch befreiend, dass sie sich unserer bewussten Kontrolle entzieht (vgl. Brückner, 1983a, S. 65). Tatsächlich hatte auch ich nicht das Gefühl, meinen Ausbruch unter Kontrolle zu haben, sondern wurde von ihm mitgerissen: »Ich, die Versuchsperson, konnte diesen Vorgang willentlich nicht stoppen: ich konnte mich weder dazu zwingen, zu schlafen, noch dazu überreden, »es gut sein zu lassen«« (Handerer, 2011, S. 147).

Laut Brückner werden uns sowohl unsere eigenen Bedürfnisse, als auch die inneren und äußeren Zwänge, die uns an deren Entfaltung hindern, erst in und durch Provokation voll bewusst (vgl. Brückner, 1983a, S. 64f.). Anders als bloße Unverschämtheit beschränkt sich Provokation daher nicht auf Ungehorsam und Disziplinlosigkeit, sondern ist als »Methode von Selbsterkenntnis« zugleich »tätige politische Reflexion« (ebd., S. 64f.): »Wer in der Gesellschaft wirklich herrscht, und wie *sein* Bewusstsein strukturiert ist, erfährt [der Provokateur] in einem« (ebd., S. 65). Tatsächlich wurden auch mir viele der inneren und äußeren Zwänge des Psychologiestudiums erst durch meine Provokation vor Augen ge-

führt. Mein ›innerer‹ Konflikt zwischen ›Versuchsperson‹ und ›Autor‹ entsprach dabei exakt dem ›äußeren‹ Konflikt, um den es in meiner Arbeit ging (Studierende vs. Lehrende/geisteswissenschaftliche vs. naturwissenschaftliche Psychologie).

Solange es uns nicht gelingt die uns konstituierenden Verhältnisse zu ändern, können wir laut Brückner auch deren Abbilder in unserem *Innen* nicht ganz los werden; sie bilden dort vielmehr das, was er unsere »zweite Natur« nennt: einen »Fundus von tief eingewurzelten Reaktionsmustern, von Abwehr- und Verarbeitungsmechanismen«, die, indem sie uns an der freien Entfaltung unserer Bedürfnisse hindern, das System, in dem wir befangen sind, stabilisieren (Brückner & Krovoza, 1972, S. 51). Selbst die »Erfahrung des Provokateurs« ist daher laut Brückner »nur dialektisch organisierbar« (Brückner, 1983a, S. 64): Sie erfordert »neue Ichsynthesen«, die es uns erlauben, unsere ›zweite Natur‹, die wir als solche nicht überwinden können, zumindest kritisch zu unterwandern (ebd., S. 64). Der »innerseelische Konflikt« (ebd., S. 49), den ich als ›Versuchsperson‹ mit mir als ›Autor‹ ausgetragen habe, zeigt genau das: Er illustriert den »Antagonismus zwischen revolutionärer und affirmativer Tendenz« und bestätigt zugleich Brückners These, dass dieser Antagonismus unter den gegebenen Bedingungen nicht aufzulösen ist (Brückner & Krovoza, 1972, S. 18).

Von ›mir‹ zu ›uns‹

Meine wichtigsten Erfahrungen beim Versuch, mich selbst zu befreien, sind damit grob umrissen und konnten anhand der Überlegungen Brückners hoffentlich in ein allgemeineres, weil theoretisch gebrochenes Licht gerückt werden. Bleibt abschließend nur noch die Frage zu klären, was mir die in und durch meine Diplomarbeit erreichte ›Halbemanzipation‹ gebracht hat. *Wozu* habe ich mich *von* mir selbst und meiner ›pädagogischen Identität‹ als gehorsamer Psychologiestudent befreit? Wie wurde das durch jede Selbst-Befreiung aufgerissene Vakuum gefüllt und wer bin ich durch sie geworden? Bezeichnenderweise gibt Brückner auch auf diese Frage eine für mich passende Antwort. Was er der »pädagogischen

Identität« entgegensetzt, ist das, was er eine »politische Identität« nennt (vgl. Brückner, 1983c). Gemeint ist damit eine »emanzipative, gleichsam individuelle wie kollektive Identität« (Jünke, 2002, S. 75), bei der »das Meine« zwar ein »Einzigartiges« und »Unverwechselbares«, dabei aber »ohne strenge Abgrenzung zu anderen« bleibt (Brückner, 1983c, S. 188f.). Voraussetzung einer solchen Identität ist laut Brückner eine »kollektive, diskutierende Öffentlichkeit«, in der zwischen den einzelnen Individuen, sofern sie sich ›in der Sache‹ verbunden fühlen, so etwas wie »mimetische Beziehungen« entstehen können (ebd., S. 188).

Brückner selbst sah eine solche Öffentlichkeit lediglich in den frühen Jahren der Studentenbewegung realisiert (Brückner, 1983c, S. 188). Auf seine »Thesen zur Politisierung der Wissenschaften«, erschienen im magischen Jahr 1968, nimmt er daher schon vier Jahre später nur noch rückblickend und aus der Perspektive eines Historikers Bezug: Da die »heroische Phase der Hochschulrevolte« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 91) inzwischen der Vergangenheit angehöre, seien seine Thesen »fürs erste gescheitert« und damit »inaktuell geworden« (ebd., S. 63f.). Meine eigenen Erfahrungen deuten in eine andere Richtung. Obwohl an psychologischen Fakultäten heute kaum noch diskutiert, geschweige denn protestiert wird, zeigt meine Befragung, dass unter den Studierenden nach wie vor ein großes Bedürfnis danach besteht, sich kritisch mit ihrem Fach auseinanderzusetzen: Rund die Hälfte der von mir Befragten erwies sich als eher unzufrieden (vgl. Handerer, 2011) und zu etlichen von ihnen entstanden »mimetische Beziehungen«. Das Potenzial für eine »diskutierende, kritische Öffentlichkeit«, in der nicht allein, sondern »gemeinsam [...] ein Stück Lebensgelände zurückgewonnen« wird (Brückner, 1983c, S. 189), scheint somit noch immer vorhanden zu sein:⁸

⁸ Dieses Potenzial wird nur leider von vielen Studierenden nicht mehr gesehen; anstatt sich auszutauschen und zu solidarisieren, glauben viele, mit ihren Überzeugungen und Nöten allein dazustehen: »Man kann sich schon manchmal ziemlich alleine fühlen, wenn man nicht so ganz zu den anderen passt« (TeilnehmerIn 223); »Bisher stand ich meiner Meinung nach ziemlich alleine da mit meinen Überzeugungen und meiner Enttäuschung über das Studium. Anhand der Fragen konnte ich herauslesen, dass ich wohl nicht die Einzige bin. Danke!« (TeilnehmerIn 435)

Diese Umfrage spricht mir aus dem Herzen – hier werden genau die Themen tangiert, die mich und meinen gesamten Psycho-Freundeskreis seit Jahr und Tag beschäftigen (bzw. plagen). Unsere Unzufriedenheit ist tatsächlich sehr groß – und größer noch der Wunsch, dass sich etwas ändern möge [...] (TeilnehmerIn 1335).

Die persönlichen Erfahrungen, die ich im Rahmen dieses Aufsatzes geschildert habe, sind vor diesem Hintergrund nicht nur meine eigenen. Sie sind zwar, um mit Brückner zu sprechen, »durchtränkt von Subjektivität«, dabei aber »ohne strenge Abgrenzung zu anderen« und in diesem Sinn nicht nur »privat«, sondern »politisch« (Brückner, 1983c, S. 188). Sollte sich der oder die eine oder andere in ihnen wiedererkennen oder sich durch sie angesprochen fühlen, wäre mein Versuch, »mich« zu befreien, geglückt. »Wir« hätten dann tatsächlich so etwas wie eine »politische Identität« gewonnen, auf der wir aufbauen – und von der aus wir uns künftig gemeinsam befreien könnten – denn, auch daran lässt Brückner keinen Zweifel: »Organisierte Selbstfreigabe« kann auf eine Fortführung ihrer provokatorischen Praxis nicht verzichten« (Brückner, 1983a, S. 61).

► Literatur

Bischof, Norbert (2009). *Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle*. Stuttgart: Kohlhammer.

Brückner, Peter & Krovoza, Alfred (1972). *Was heißt Politisierung der Wissenschaft und was kann sie für die Sozialwissenschaften heißen?* Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Brückner, Peter (1977). *Die Mescalero-Affäre. Ein Lehrstück für Aufklärung und politische Kultur*. Hannover: Internationalismus Buchladen und Verlagsgesellschaft.

Brückner, Peter (1980). *Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945*. Berlin: Wagenbach.

Brückner, Peter & Leithäuser, Thomas (1983). Thesen zur Politisierung der Wissenschaften. In Peter Brückner, *Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie* (S. 123-130). Berlin: Wagenbach.

- Brückner, Peter (1983a). Provokation als organisierte Selbstfreigabe (1970). In ders., *Selbstbefreiung. Provokation und soziale Bewegungen* (S. 15-78). Berlin: Wagenbach.
- Brückner, Peter (1983b). Zur Pathologie des Gehorsams (1966). In ders., *Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie* (S. 19-34). Berlin: Wagenbach.
- Brückner, Peter (1983c). Über Krisen von Identität und Theorie (1978). In ders., *Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie* (S. 185-200). Berlin: Wagenbach.
- Fisch, Rudolf, Orlik, Peter & Saterdag, Hermann (1970). Warum studiert man Psychologie? *Psychologische Rundschau*, 21, 239-256.
- Handerer, Josua (2011). *Die Psychologie als Wissenschaft und Studienfach. Eine (Selbst-)Befragung zum Fachverständnis und zur Studienzufriedenheit*. Unveröffentlichte Diplomarbeit.
- Holzkamp, Klaus (1970). Zum Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis. *Psychologische Rundschau*, 21, 1-22.
- Jünke, Christoph (2002). Politische Identitäten. Zur Kritik der linken Identitätskritik. In Sylke Bartmann, Karin Gille & Sebastian Haunss (Hrsg.), *Kollektives Handeln. Politische Mobilisierung zwischen Struktur und Identität* (S. 57-78). Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.
- Jüttemann, Gerd (1992). *Psyche und Subjekt. Für eine Psychologie jenseits von Dogma und Mythos*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Keupp, Heiner (1992). Identitäten in der Psychologie. Jenseits der Imitationsidentität. *Journal für Psychologie*, 1 (2), 4-14.
- Koch, Sigmund (1973). Psychologie und Geisteswissenschaften. In Hans-Georg Gadamer & Paul Vogler (Hrsg.), *Neue Anthropologie 5. Psychologische Anthropologie* (S. 200-236). Stuttgart: Thieme.
- Schiefele, Ullrich & Jacob-Ebbinghaus, Luzia (2006). Lernermerkmale und Lehrqualität als Bedingungen der Studienzufriedenheit. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie*, 20 (3), 199-212.
- UniSPIEGEL (6/2002). *Psychologiestudium. Harte Fakten statt Seelenkunde*. URL: <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,225561,99.html> (Stand: 10.04.2012)